

Aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache : 153. Heft

Autor(en): **Altwegg, Wilhelm**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **50 (1960)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spielsweise – eine blaue Fahne hissen, wenn das Bad an sehr heißen Tagen an der Grenze seines Fassungsvermögens angelangt ist und keine Besucher mehr aufnehmen kann.

In allen Fällen handelt es sich um Kundgebungen nicht von Einzelnen, sondern um Zeichen über Ereignisse in Gruppen, Mitteilungen zeichenhafter Art über positiv gewertete Ausnahmezustände. Es wäre nützlich, von weiteren Einsendern zu erfahren, welche dieser Fahnenbräuche auch weiterhin bekannt sind und welches Wissen sich damit verbindet: Ob man etwa weiss, wo derartige Bräuche schon vor dem Krieg üblich waren. Und dann wird man weitere Nachrichten dankbar begrüßen, die von anderen ähnlichen Fahnenbräuchen in älterer oder jüngerer Zeit wissen, und vielleicht auch den einen oder anderen Zusammenhang mit kriegerischen oder religiösen oder auch anderen Bräuchen um das Hissen von Fahnen in bestimmten Farben aufzeigen können. Die schwarze Fahne von Zürich steht im Brauchtum der Gegenwart nicht allein da, sie hat offenbar viele geschwisterliche Gleich- und Gegenstücke.

Aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

153. Heft

Von *Wilhelm Altwegg*, Basel

Das 153. Heft steht weit über seine Mitte hinaus noch unter dem Zeichen des mächtigen *Teil*. Wie im Alt- und Mittelhochdeutschen bald weiblich, bald sächlich gehört das schon im vorangegangenen Hefte begonnene *Urteil*, *Urtel* vor allem dem gerichtlichen Bezirke an, von dessen Verfahrensweisen, Bräuchen und Formeln die Belege ein anschauliches Bild vermitteln. Zwei alte Sprüche lauten: *Wo man die urtheil fellen thuot und nit recht wigt, thuot selten guot* und *Ein urthel fellen wider Gott, ein Anzeyg ist, dass man sein spott*. Wenn der Richter im Kohlenbergergericht zu Basel *ein urtheil felt, stosst er den züber mit wasser mit dem fuoss um*. Ein *einmündig, einbellig, gemein* Urteil ist ein einstimmiges, *die mere* und *die minder* Urtel das der Mehrheit und der Minderheit. Neben dem *Haupt-* oder *End-* stehen das *Neben-* oder *Biurtel*, das *Vorurtel*, als ein Zwischenentscheid, und das *Zugurtel*, d. h. der Spruch der Berufungsinstanz, an die der Handel gezogen wurde.

Weitere Komposita mit *Teil* führen in die besitzrechtliche Sphäre. *Geteil*, zurückgehend auf das schon bei Notker vorkommende *giteilo* im Sinne von lateinisch *particeps*, bedeutet einerseits sächlich den Anteil, andererseits männlich und mit den Synonyma *Teiler*, *Geteiler*, *Mitteiler*, *Teilig* den Teilhaber an einem Gesamtbesitz wie einer Alp, Wasserleitung u. ä. So heisst es im Wallis: *D'Alpu Raft het 14 Giteilu; ich bin oi Giteilu* und schon 1338 in

Höngg: *Weli der dorflüten ... sin eigen guot wil verkoffen, das sol er zem ersten veil bieten sinen geteilen. Teiler* – fortlebend im Falimiennamen *Theiler* – bedeutet auch den Anteilberechtigten, den Verteiler bei irgend etwas und mit den Zusammensetzungen *Unter-* und *Oberteiler* das Mitglied und den Vorgesetzten der einstigen Urner Säumergenossenschaften, von denen anlässlich des vorangegangenen Heftes die Rede war. *Teilsami* ist sowohl die (Bürger-)korporation wie der Anteil oder die Anteilberechtigung eines einzelnen. So wird 1598 einem im Unfrieden weggezogenen Nidwaldner Schulmeister die ihm zustehende *Teilsame* für das abgelaufene Jahr nicht verabfolgt, und 1796 verlangt der Zürcher D. Wyss *eine bürgerliche Teilsame*, d. h. die Berücksichtigung aller Klassen der Bürgerschaft, bei Besetzung des Regiments. Berühmtheit erlangte der *Chästeilet* im Justistal am Thunersee, dessen Parallelen an anderen Orten *'s Molche-* und *'s Spästeile, d' Teilig* und *d' Abteilig* sind. Für das mundartlich allerlei Besonderheiten aufweisende Tätigkeitswort *teile* und seine Zusammensetzungen müssen ein paar Redensarten genügen. *Der lieb Gott het mit 're teilt, er het 're drü gno und drü glō von irne sechse*, heisst es in frommer Ergebenheit beim Verlust von Kindern. *Händ die scho zämme teilet?* lautet es beim Lob des guten Einvernehmens von Verwandten und *die isch nid z'spöt cho, wo me d' Zunge (d' Müller) üstält hät* von einer redseligen Frau. *Ängsterli* oder *Hällerli üsteile* heisst das Kinderspiel, das in Basel mit den Worten *Se, do besch e Hällerli; mach mit, was de witt* beginnt und das verläuft wie das im 6. Bande geschilderte *Räppli gä*.

Bei der Gruppe *dil* schlagen ins Zimmerhandwerk ein die beiden Wörter, die in der Schriftsprache, mit allerdings je nach den Gegenden verschiedener Bedeutung, in dem einen *Diele* zusammengefallen sind.

Mit seinen Zusammensetzungen für die besondere Verwendung bezeichnet das in den drei Geschlechtern schwankende *Dil(l)* oder *Til(l)* entweder – wie *Flecklig* und *Brett* – das dicke Brett oder – wie *Lade* und *Balche* – den Balken, dann aber auch das daraus Verfertigte wie die Zimmerdecke, den Fussboden, das Getäfel, die Heubühne. *E Dile* ist in der Soldatensprache des ersten Aktivdienstes eine lange Strasse, *Würkдил* das Teigbrett, *Chäsdill* die Unterlage für den zu formenden Käse. *Schaltdillen* sind die Bretter auf beiden Seiten des Schiffes, wo die Schiffer hin und her gehen und ‚schalten‘. *Auf dem langen Dielen* heisst eine Stelle am Rhein bei Mumpf. Dagegen geht die *Dilleten*, im 15. Jahrhundert *Tilleten*, bei Bennwil eher auf das lateinische *tilietum*, d. h. Lindengruppe oder Lindenwald, zurück.

Das in der ganzen Schweiz geläufige, aber z. B. dem Basler unbekanntes weibliche *Dili* oder *Til(l)i* mit der Mehrzahl *Dilene* und den Diminutiven *Tileli*, *Tiltli*, *Tileggi* ist manchmal synonym mit *Dill*. Seine eigentliche Bedeutung ist zunächst die der Decke eines Gemaches, die zugleich als Boden für den darüberliegenden Raum dient. So ist dem Zürcher, wie dem Glarner und andern Schweizern, *d' Dili* was dem Basler *d' Bini*. Wenn jene von einem

Erinnerungszeichen sagen: *I will's do a d'Tili ufe* oder *in d'Tili stecke* und Heinrich Pestalozzi schreibt, als ihn der Kirchenrat in Zürich um einen Lehrer bat, *das ist viel; ich wollte ein Kreuz in die Diele machen*, so macht der verwunderte Basler *e Kriz an d'Bini*. *Eim d'Dili* ist so viel wie *eim d'Chappe wäsche*. Wer immer grosstut, *wott gäng der obere Tili nā*. Dann aber wird *Dili*, nun von oben gesehen, nicht nur der Boden eines Gemaches, Schiffes, Gerüsts und das Gerüst selbst – z. B. als Sängertribüne, Tanzboden, zu Rat- und Gerichtsverhandlungen, als das Blutgerüst –, sondern vor allem zum ganzen Raum auf dem obern Boden des Hauses, also was der Zürcher gerne als *Winde*, der Basler als *Eschtrig* und, noch weiter oben, als *Bineli* bezeichnet. Es gilt sowohl für den offenen Dachraum wie für eine Kammer, ebenso für den Dachraum der Alphütte, die Heu- oder Garbenbühne und in erweiterter Verwendung für einen Vorraum oder Vorbau des Hauses wie die *Laube* und der Hausgang und ähnlich wie *Gadem* und *Stadel* für den selbständigen Heuschober. Die ganze lange Reihe der Zusammensetzungen aber müsste man durchgehen, um erstaunt zu sehen, was es im Schweizerhaus, das ja zunächst ein Haus aus *Dillen* ist, an Decken- und Bodenarten und Gelassen gibt, zu was allem diese dienen, und was alles darin vorhanden ist. Und die *Bordili*, die Empore in der Kirche, gehört auch noch dazu.

Auf die beiden anspruchsvollen Wörter der Gruppe *dil* folgen ein paar bescheidenere, von denen aber doch das eine oder andere bemerkenswert ist. Das dem schriftsprachlichen *Dill* entsprechende zweite *Till* ist mit allerlei Zusammensetzungen der Name für verschiedene Pflanzen. Die Kurzformen *Tilla*, *Tilia*, *Tilli* für Ottilia, in Basel neben *Tildi* auch für Mathilde – *Tilli* mit zwei geschlossenen *i* für Clotilde fehlt im Wörterbuch – bezeichnen im Zürcherischen auch eine einfältige Frau und liegen den Familiennamen *Tillier* und *Dilger* zugrunde. Das lautsymbolische *tile* (*dile*) oder *tili* (*dili*) dient als Adverb für ‚flink‘: *Er hät gredt tili, tili, tili*, d. h. so schnell, dass keiner dazwischen kommen konnte, und vielfach als Versfüllsel, z. B. in *Dili, dili, Ditzli, d' Mueter chocht hüt Schnitzli*. *Dr* oder *d' Tile* ist der *Strich* am Kuheuter, das Hüllwort *Tiller* für *Tüfel* wird in Fluch- und Kraftworten ganz wie dieser gebraucht. *Tillerti* ist einer der vielen Namen für die Gartengrasmücke, *Dilitz* im 16. Jahrhundert der für eine Dolchart, und das italienisch-französische Wort für die Postkutsche lebt fort in der bündnerischen und baselbieterischen Redensart *'s got alsfurt mit im Schwätze wie-n-e Tili-schanz (Dilischangsse)*.

Auch die Gruppe *dol* hat ihre ‚Kleinen‘, z. B. das weibliche *Dole* der Kindersprache für ‚Mutter‘, offenbar eine Rückbildung aus dem gleichbedeutenden Diminutiv *Doli* zum Kinderwort *Dō*. Daneben kennt die Gruppe auch die ‚Grossen‘, und im Heft gehören dazu das Tätigkeitswort *dole* und das Eigenschaftswort *toll*.

Verwandt mit dem schriftsprachlichen *dulden* und im wesentlichen ihm entsprechend, kann *dole* noch im spätern Mittelalter, etwa in Hadlaubs Vers *Ir wunne machet, daz ich kumber dole*, soviel wie ‚Schmerz, Kummer, Not leiden‘ sein. Durch *lide* ist es auch heute verdrängt, gilt aber seit dem 15. und 16. Jahrhundert, allerdings nach Gegenden unterschiedlich und z. B. in Basel nicht mehr gebräuchlich, für ‚in Geduld ertragen‘, ‚hinnehmen‘ und reflexiv ‚sich gedulden, etwas gefallen lassen‘. So heisst es bei S. Gfeller: *Was nützt mir mis Tängele, we d’ Tängeli nid hout, was han i vom Schätzeli, we ’s gäng anger dolt*. Oder bei Gotthelf klagt die Grossmutter vor dem Büblein: *du wirsch mer de bald näche müese; si dole di de niene me*. Verbunden mit Sachen, Abstrakten, Verben heisst es etwa *Mer dolet’s*, d. h. ‚wir gehen darüber hinweg‘, verneinend und fragend, wo dann der sonst so gebändigte Ausdruck zum heftigen wird: *I dole das nid! Dolisch du das? Wer de Wi o nüd im Hals dole cha*, trinkt ihn nur allzu gern. Bei M. Lienert aber singen die Reisläufer: *Teiff im Wältschland bleichet d’ Bei, d’ Söle tuet’s nid tole: Wandled üb’r e Gstübed Steg bis i ’s Schwyzerländli*, während bei M. Ringier das Mädchen wehmütig sagt: *’s isch allwil’s Glich: I set mi tole, wil du e Hüffe Geld besch und ich es arms Meitli bi*.

Wie die ausserdeutschen Entsprechungen dartun, ist bei *toll* der üble Sinn des geistig Verwirrten der ursprüngliche. So, wenn J. Stumpf erzählt, wie man beim Bildersturm die Heiligenbilder aus der Kirche von Weesen holte, sie auf den Platz stellte, ihnen mit dem Versprechen des freien Geleites die Wege nach Chur, Zürich, Glarus, Schwyz zeigte und es dann heisst: *und als die tollen götzen nit gon woltend, wurdend sy zuo äschen verprennt. E tolle Kopf* ist ein dummer, und wenn in einem Gesprächspiel von 1712 der Pfarrherr dem Madleni vorwirft, ihr Weibergeschwätz mache ihm *den Kopf so doll und närrisch*, dass er bald nicht mehr wisse, was tun, so erhält er zur Antwort, der *tolla Grind* von Ehrwürden gehe wohl eher auf die *zwo Mass Win* zurück, die er *so gschwind usbutzt* habe. Die alkoholischen Zusammenhänge haben sich niedergeschlagen in der offenbar nur allzu oft verwendbaren formelhaften Verbindung *toll und voll* oder *voll und toll*. *Toll* ist der tollwütige Hund und faktitiv soviel wie ‚betäubend‘ in den Pflanzennamen wie *Tollchirse*, *-chrut*, *-ber* und in *Tollwurm*. Dann aber kann in einer mit der Schriftsprache übereinstimmenden Entwicklung der üble Sinn zurücktreten und in den des bloss Masslosen übergehen. Im besondern wird *toll* damit, als Synonymum von *frech* und *frävel* und z. B. von den Rittern von Sempach gesagt, zu ‚verwegen‘, ‚kühn‘, weiter zu ‚grossartig‘ im Auftreten und in der Kleidung, so dass es zur Zeit der Sittenmandate heissen kann *Jungfrau Schönauerer Magd wurd wegen einer dollen Bodencappen mit Banden und seidin Halstuch biss schier auff Knü aben umb ein Pfund gebüsst*, und noch einmal weiter zu ‚übermütig‘, ‚lustig‘. Frühe schon – einen Beleg dafür bietet z. B. der mittelhochdeutsche Winsbeke – erhält das Wort endlich die völlig positive Geltung des

Erfreulichen, Schönen, Flotten, Famosen, und hier ist es, wo es, selber etwas *Dolls*, besonders lebensvoll verwendet wird. *Doll* sind so äusserlich stattliche und blühende, charakterlich umgängliche, rechtschaffene, fähige Männer und Frauen und artige, fleissige Kinder. Doch auch Sachen und Abstrakta können es sein als ‚ansehnlich‘ und ‚trefflich‘, ‚geziemend‘ und ‚der Sitte gemäss‘, ‚reichlich vorhanden‘ und ‚gross‘, und es kann auch adverbial gebraucht werden. So gibt es *es tolls Meitschi* oder *e dolle Mogge*, *es tolls Müntschi* und *e tolli Husche*, und Hebels Liebe zu seiner Geburtsstadt drückt sich aus in den Worten: *Isch Basel nit e schöni, tolli Stadt?*

Das besprochene *dole* ist urverwandt mit lateinisch *tollere*, und nun ist es hübsch, wie dieses selbst in die Mundart übergang. *Tolle!* also ‚Hebe auf‘, nämlich die Finger, war offenbar ein in den Lateinschulen üblicher Befehl. Daraus ist das neutrale *Tolle* oder *Tolli* geworden, das in alten Berner und Zürcher Schulordnungen und z.T. heute noch, wie *Tatzze* und *Täpe (Döpe)*, für den Züchtigungsschlag auf die Fingerspitzen, später auch auf die flache Hand, und in den Wendungen *d's Tolli mache*, *uf d's Tolli gä* im Bernbiet für die aufrecht zusammengehaltenen Fingerspitzen gilt. Noch verbreiteter ist für die Züchtigung das maskuline *Tolles* oder *Tollis*, ein Gerundiumgenetiv wie *Brotis* usw. Das am Schluss des Heftes gerade noch beginnende *Tole* wird neben der Bedeutungsenge der Schriftsprache die Weite der Mundart zeigen.

Fräulein Dr. Adele Stoecklin 1876–1960

Am Morgen des 14. August hat uns die liebenswerte und charaktervolle Gestalt von Fräulein Dr. Adele Stoecklin für immer verlassen.

Was die Verstorbene im Dienste der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde geleistet hat, war wohl das Beste ihrer Lebensarbeit. Ein volles halbes Jahrhundert hat sie ihre Dienste dem Schweizerischen Volksliedarchiv gewidmet, bei dessen Grundlegung durch die Professoren John Meier und Eduard Hoffmann-Krayer sie schon mitgeholfen hat, und als sie 1937 nach Erreichung der Altersgrenze ihre berufliche Tätigkeit als Assistentin am Kupferstichkabinett aufgab, hat sie noch während 20 Jahren auch die Bibliothek des Volkskunde-Instituts betreut. Was sie hier als Bibliothekarin geleistet hat, was sie an Ordnungsarbeiten und an Korrespondenzen für das Volksliedarchiv zu bewältigen hatte, verdient bewundernde und dankbare Anerkennung.

Durch alle die Jahre zogen Institut und Archiv und alle ihre Besucher Nutzen von der nie nachlassenden Freude zur Arbeit und den aussergewöhnlichen Kenntnissen, die Frl. Dr. Stoecklin allen ihren Anliegen entgegenbrachte. Ihre grosse Liebe galt dem Volkslied. Schon ihre Dissertation befasste sich mit der Naturschilderung des alten deutschen Volksliedes, und